



GOETHES LEBEN VON TAG ZU TAG  
*BEKENNTNISSE DES HOCHSTAPLERS G. S.*  
GUSTAV SEIBT

---

Gustav Seibt (geb. 1959) ist Literaturkritiker und Journalist. Er studierte Geschichte und Literaturwissenschaft in Konstanz, München, Bielefeld und Rom. Nach mehreren Jahren als Feuilletonredakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* arbeitete er für *Die Zeit* und als Kultur-Redakteur der *Berliner Zeitung*. Er lehrte als Professor in Göttingen und schreibt heute Rezensionen für die *Süddeutsche Zeitung*. Veröffentlichungen: *Anonimo romano: Geschichtsschreibung in Rom an der Schwelle zur Renaissance* (1992). *Rom oder Tod: Der Kampf um die italienische Hauptstadt* (2001). *Canaletto im Bahnhofsviertel: Kulturkritik und Gegenwartsbewusstsein* (2005). – Adresse: Süddeutsche Zeitung, Französische Str. 47, 10177 Berlin.

*Nichts ist schwerer zu ertragen  
als eine lange Reihe schöner Tage*

Endlich Stille! Am 2. Oktober 2007 saß ich morgens in der Villa Jaffé am Fenster und hatte die Erstausgabe der „Fragmente aus der neusten Geschichte des Politischen Gleichgewichts in Europa“ auf dem Schoß, handsigniert von ihrem anonymen Verfasser Friedrich von Gentz – der Band stammte, wie ein alter Stempel erkennen ließ, aus der Bibliothek der Herzöge von Mecklenburg-Strelitz, also enger Verwandter der preußischen Königin Luise.

Ein lauter Berliner Sommer mit zwei Bausanierungen in der Nachbarschaft und einem stundenlang auf- und abrennenden Kind, das noch keinen Kita-Platz gefunden hatte, lag hinter mir. Meine Arbeitspläne lagen weit hinter dem Soll, wenn ich im Ernst mit einer

Darstellung von Goethes napoleonischer Erfahrung – so der geheime Arbeitstitel – fertig werden wollte, um mit dem Buch im September 2008 da zu sein: Denn am 2. Oktober jährt sich das Datum der Erfurter Unterredung Napoleons mit Goethe zum 200. Mal. Die herbstlichen Wipfel rauschten leis', und ich lauschte, ob wirklich Stille herrsche. Ja, es war und blieb still – ein paar Küchengeräusche drinnen und gelegentliches Laubpusten draußen ausgenommen –, und nach ein paar Wochen guten Vorankommens verlor sich auch meine Alarmiertheit.

Denn ich kam ohne Anlauf gut voran, woran, wie könnte es anders sein, die Bibliothek den größten Anteil hatte. Mein Paradies ist das einfachste der Welt: Gesundheit, Ruhe, Bücher. Ich war im Paradies, durch einen Umzug von Prenzlauer Berg nach Grunewald. Meine Engel hießen Bottomley und Rein. Die Blätter an den Bäumen wurden gelb, und ich wusste, wenn sie abgefallen waren und wieder sprießen würden, musste ich fertig sein. Beängstigend? Ja, schon etwas. Die Mit-Fellows, auch die kritisch beobachtende Staff, sagten mir bald eine gewisse Zielstrebigkeit nach. Aber ich hatte ja nur diese Chance. Doch mein Held – nein, bestimmt nicht Napoleon – lehrt einen vernünftig arbeiten: nicht hektisch, verkrampft und immer gepresst wie mein Nicht-Held, sondern jeden Tag so viel wie man sein Leben lang schaffen kann, also versetzt mit jenem Anteil von Bummelantentum, das auch angespannter Arbeit etwas Paradiesisches gibt. Arbeit und Bummelantentum – dafür ist die halbmonastische Lebensform des Wissenschaftskollegs der rechte Nährboden. Man verplaudert viel Zeit, aber man bekommt – nicht zuletzt beim Essen – dabei zweierlei: die Ablenkungen und das dankbare Publikum, wie auch mein weiser Held sie sich immer planmäßig organisierte (Mittwoch, nicht Dienstag war in Weimar der Kolloquiumstag, Gesprächskonzerte fanden am Sonntag statt, Dinner jeden zweiten Tag). Der Kopf fixiert sich nicht allzu sehr, und gelegentlich muss man erklären, was man so tut, und zwar für Mitmenschen, denen selbst Goethe und Napoleon oft nur Silhouetten sind.

Bummelnd also kam ich zufriedenstellend voran und amüsierte mich blendend. „Methodisch“ (wir sind in einem Wissenschaftskolleg) bewegte ich mich zwischen den folgenden zwei Maximen: „Literaturkenntnis schützt vor Neuentdeckungen“ (Hermann Heimpel) und „Es kann sein, dass im Thukydides z. B. eine Tatsache ersten Ranges liegt, die erst in hundert Jahren jemand bemerken wird“ (Jacob Burckhardt). Nun wird man die erstrangige Tatsache im Thukydides bestimmt nicht entdecken, wenn man sich erst mit vollständiger Literaturkenntnis wappnet, um sich vor Neuentdeckungen zu schützen. Heimpel warnte ja seine Schüler sogar davor, „den Nordpol ein zweites Mal zu entdecken“. Als Historiker aber, so glaube ich, ist man zu solchen Zweitentdeckungen geradezu

verpflichtet, denn nur dann versetzt man sich in den Stand, etwas von dem ungeheuren Abenteuer wiedererstehen zu lassen, das die Entdeckung des Nordpols einmal bedeutet haben muss. Die meisten Geschichtsbücher sind nicht zuletzt deshalb so langweilig, weil ihr Gestus ist: „Nordpol? Den haben wir längst entdeckt!“ Um dann eine neue Vermessungsmethode vorzuschlagen.

Da ich nur die Chance dieser langen, aber gezählten Wochen hatte, kam für mich ohnehin nur der Burckhardtsche Weg zum Nordpol in Frage, das „bisogna saper leggere“, das allein zur erstrangigen Tatsache bei Goethe führen kann – nicht zum Wiederfinden des längst Gewussten, sondern zum Entwurf eines frischen Erfahrungsbildes. Also bummelte ich durch Goethes Leben von Tag zu Tag, durch Briefe, Tagebücher, Begegnungen und Gespräche, und versuchte nachzuarbeiten, was Goethe *in politicis* in den napoleonischen Jahren gehört, gelesen, sich angeeignet und erlebt hatte und welche Schlüsse er daraus möglicherweise zog. Die Heimpelsche Impfung gegen Neuentdeckungen, der – zwangsläufig selektive, übrigens durchaus animierende – Gang durch Kommentare und Sekundärliteratur konnte danach nur der Kontrolle dienen; aber, was heißt „nur“?

Die meiste Zeit verbrachte ich mit den Jahren 1806 bis 1808, der kritischen Phase, die Goethes Napoleon-Bild geprägt hat. Habe ich erstrangige Tatsachen gefunden? Jedenfalls ein paar wichtige kleinere, beispielsweise mehrere ausführliche Sichtbegegnungen zwischen Dichter und Kaiser, die bisher niemandem aufgefallen sind; und auch ein paar größere, beispielsweise zeitgeschichtliche Spuren in „Dichtung und Wahrheit“. Und so weiter. Ich schmeichle mir nicht, zu wissen, was in Goethes Kopf vorging (das unterscheidet den Historiker grundsätzlich vom Germanisten), aber ich habe versucht, ein möglichst reiches Bild von Zeit, Umständen und Formulierungen, ohne falsche Eindeutigkeit, zu geben. Am Ende wurden 250 Textseiten daraus, deren letzte im April geschrieben wurde, als im Grunewald die ersten Knospen grüntem. Täglichkeit als Lebenskunst, das ist es vor allem, was mir Goethe, den man nicht nur bewundern, sondern auch mögen kann, unendlich sympathisch macht, denn er hat damit etwas vorgelebt, was jeder, auch der kleinste Geist, diesem größten nachmachen kann. Als ich am Ende noch einen Abendvortrag halten durfte – tausend Dank, liebe Christine von Arnim –, sprach Luca Giuliani zur Einleitung etwas von Askese und protestantischem Arbeitsgeist, was mich sehr, aber auch ein wenig diebisch freute, weil meine faule Art, fleißig zu sein, wieder mal ihren Dienst getan hatte.

Ich glaube, nur Reinhart Meyer-Kalkus hat begriffen, dass da ein glücklicher Hochstapler unterwegs war, und ihm habe ich für die schönste Hilfe zu danken: Er erlaubte mir in allen Gesprächen so naiv zu sein, wie ich es tatsächlich war, und dabei so zu tun, als sei

diese Naivität etwas Methodisches. Dabei waren lauter ernste Menschen um uns, die mit teilweise unfassbarer Brillanz auftraten; schon die ersten Vorträge – Bernard Levinson, Alexander Nagel, Michael Fried – richteten Maßstäbe auf, die eine weniger spielerische Natur vielleicht entmutigt hätten. Aber wer sich entschlossen hat, ein paar Monate lang mit Goethe vertrauten Umgang zu pflegen, besitzt genügend Dreistigkeit, auch ein halbes Jahr lang das Wissenschaftskolleg durchzustehen, getragen von einem Geist der Freundschaftlichkeit, der in ein paar Fällen zu echter Freundschaft führte. Es sei, wie es wolle, es war doch so schön!